

Teil 2: Freundschaft

Auf Facebook haben manchen Menschen fast so viele *Freunde* wie die Passauer Domorgel Pfeifen. Sagen Sie mal, Herr Thies, was zeichnet echte Freundschaft aus?

Die imposante Orgel des Passauer Doms verfügt über exakt 17.974 Pfeifen. Wer will schon so viele Pfeifen als Freunde? Aber mal im Ernst: Kaum jemand mit einer dreistelligen Zahl an Freunden in den sozialen Netzwerken würde wohl auf die Idee kommen, all diese für *wahre Freunde* zu halten. Denn die wichtigste Voraussetzung echter Freundschaft ist sicher die reale Begegnung – ein vertrauensvolles Beisammensein über längere Zeit und mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Durch computervermittelte Kommunikation geht viel zu viel von dem verloren, was uns Menschen im Grunde ausmacht.

Worin besteht echte Freundschaft? Um diese Frage zu beantworten, empfiehlt sich der Blick in ein über 2.300 Jahre altes philosophisches Werk: die *Nikomachische Ethik* von Aristoteles. Dort werden drei Arten von Freundschaft unterschieden. Erstens: Freundschaften um des Angenehmen und der Lust willen. Diese sind kurzlebig und besonders unter jungen Menschen verbreitet – man hat zusammen Spaß, etwa beim Sport oder bei anderen Freizeitaktivitäten. Den zweiten Typ charakterisieren gegenseitige Hilfsbereitschaft und gemeinsames Lernen. Es steht also ein wechselseitiger Vorteil im Vordergrund. Solche Freundschaften um des Nutzens willen sind besonders dann wichtig, wenn man – etwa wie ältere Menschen – auf solche Hilfe existenziell angewiesen ist.

Wahre Freundschaft jedoch beruht nach Aristoteles auf gemeinsamen Werten. Es herrscht Einigkeit in zentralen Lebensfragen, die Freunde schätzen den Charakter des jeweils Anderen. Nur solche Freundschaften existieren um ihrer selbst willen – und nicht etwa wegen eines äußeren Ziels. Sie sind damit auch am stabilsten: Denn wer erst einmal – wie Aristoteles meint – moralische Haltungen entwickelt hat, behält diese auch bei.

Sehr weise ist der Hinweis des berühmten antiken Philosophen, wahre Freundschaften bräuchten eine wichtige innere Voraussetzung auf beiden Seiten: Man müsse mit sich selbst befreundet sein.

Vor diesem Hintergrund vermag der geneigte Philosoph gegen die vielen *Freundschaften* in der virtuellen Welt nichts einzuwenden. Es handelt sich dabei zwar vielmehr um *Beziehungen*, die aber wiederum – punktuell – nützlich sein können. Soziologen haben schon vor langer Zeit gezeigt, dass es eine starke Kraft schwacher Bindungen gibt (Mark Granovetter). Gerade, weil mir meine echten Freunde meist sehr ähnlich sind, kann ich neue Anregungen und wichtige Informationen bisweilen eher aus diesen Beziehungen erhalten.

Trotzdem sollten wir es dennoch mit den Internet-Freundschaften nicht übertrieben. Zum einen wird Zeit verbraucht, die man wichtigeren Dingen widmen könnte; zum anderen zeigte eine empirische Untersuchung an einem US-amerikanischen College, dass das Ansehen eines Studierenden mit der Zahl seiner *Freundschaften* bis zu einem bestimmten Punkt wuchs, dann jedoch wieder zu sinken begann, weil man zu hohe Werte als unglaubwürdig und angeberisch empfand. 2008 lag diese Zahl bei 302, inzwischen mag sie sich der Zahl der Orgelpfeifen im Passauer Dom weiter genähert haben.

(PASTA!, März 2016, S. 22/23)